



„Jeder in Israel erzählt dir, Berlin ist die offenste, toleranteste und coolste Stadt der Welt“. Yoni Yahav ist mit seiner Freundin ein paar Monate hierhergezogen, um Deutsch zu lernen. FOTO: KIEN HOANG/LEAGENTUR FOCUS

VON THORSTEN SCHMITZ

Berlin – Man sollte mit einem Foto beginnen, das in die Irre führt und die falsche Geschichte erzählt. Es ist ein Foto in einer Berliner Tageszeitung zu der Nachricht, dass ein Israeli in Kreuzberg überfallen wurde. Das Bild zeigt nicht das Gesicht, sondern nur den Hinterkopf eines Juden. Der Jude trägt eine Kippa. Auf ihr steht: Mazal tov. Viel Glück.

Das Bild insinuiert: Alle Israelis tragen Kippa und sind religiös. Die Männer, die den Israeli angegriffen haben – in Kreuzberg Ende April – denken ähnlich. Die Männer kommen aus palästinensischen Familien.

Will man wissen, wer der angegriffene Israeli ist, stößt man zunächst auf verschlossene Türen. Berliner Polizei und Staatsschutz geben nichts preis, ebenso wenig die israelische Botschaft. Die israelin Tali Alon macht sich ebenfalls auf die Suche. Sie lebt, wie 20 000 andere Israelis auch, in Berlin und ist Chefredakteurin des hebräischen Berlin-Magazins Spitz. Sie hatte sich gewundert, dass deutsche Medien nur über die Täter schrieben. Ihr Bruder gab ihr den entscheidenden Tipp: Yoni Yahav, 31 Jahre alt. Er ist Israeli, Jude, spricht fließend Arabisch, trägt keine Kippa und verfolgt mit Entsetzen den Gaza-Krieg.

Spricht man mit ihm über seine Geschichte, zeigt sich schnell: Sie hat zu viele Facetten für eine Schablone.

Yoni Yahav und seine Freundin Rotem Ariav lernen Deutsch am Kottbusser Tor. Vor ein paar Tagen kommen sie aus dem Kurs, und vor ihnen, auf der Straße, laufen Demonstranten. „Netanjahu, du feiges Schwein“ und „Kindermörder Israel, Massenmörder Israel“, schreien sie.

Neben Yahav und Ariav steht Maan, ein 19-jähriger Palästinenser, der wie sie Deutsch lernt. Die drei haben sich angefreundet, erzählt Yahav, „wir treffen uns, trinken Kaffee miteinander“. An diesem Abend schweigen sie, als sie die Demonstration beobachten. „Es lag eine Spannung in der Luft“, sagt Yahav. Er fühlt sich unwohl, und er erzählt Maan davon. Der Palästinenser sagt: „Zwischen dir und mir steht nichts. Wir sind hier in einem neutralen Land. Hier sind wir keine Feinde.“ Maan reißt sich trotzdem ein in die Demo.

Der 25. April ist ein Freitag, in Berlin steigt die Temperatur auf 22 Grad. Henko Maas lässt eine Mitteilung verschicken. Der Justizminister fordert härtere Strafen bei rassistischen oder fremdenfeindlichen Straftaten. Ein paar Stunden später blutet Yoni Yahav.

Im Graefekiez, wo Yoni Yahav mit Rotem Ariav lebt, gibt es Scone-Cafés und viele Projekte. In einem erklaren Arbeitslose andere Arbeitslosen, wie man Hartz-IV-Anträge ausfüllt. Türkische, libanesische und palästinensische Familien wohnen hier neben Modedesignern und Schauspielern. Yoni Yahav steht im Wohnzimmer am Fenster und zeigt auf zwei Bänke unter einer Platane. In letzter Zeit meidet er den Blick nach unten. Oft sitzen dort Jungs aus der Nachbarschaft. Sie sind, wie es dagegen haben, das Yoni Yahav und Rotem Ariav hier wohnen.

Rotem Ariav hat Sesamkekse gebacken, bringt türkischen Kaffee und Wasser. Yoni Yahav schließt das Fenster, setzt sich unter seinem linken Auge ist ein Bluterguss zu erkennen, auch auf dem linken Augenlid ist ein Hämatom. Im Februar sind sie

nach Berlin gekommen. Yahav belegt ein Auslandssemester an der Freien Universität, „Intellectual Encounters of the Islamicate World“. In seiner Klasse sind fast alle aus Iran, Indonesien, aus den Palästinensergebieten. Diese Begegnungen funktionieren. Auch die Freundschaft von Yahav mit dem 19-jährigen Maan aus dem deutschsprachigen Raum. Nach dem Überfall hatte er ihm nichts davon erzählen wollen, tat es dann doch. „Der war mir Schock“, sagt Yoni Yahav. „Und hat mich sofort zum Kaffee eingeladen.“

Yahav studiert Philosophie und Nahoststudien an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Rotem Ariav arbeitet als Rechercheurin beim israelischen Institut für Demokratie. Die beiden haben nicht zweimal überlegt, ob sie für ein paar Monate nach Berlin gehen sollten. „Jeder in Israel erzählt dir, Berlin ist die offenste, toleranteste und coolste Stadt der Welt“, sagt Yahav. „Hier kannst du machen, was du willst, hier kannst du sein, wer du willst, alle akzeptieren dich.“

Yoni Yahavs Vater stammt aus Jemla, seine Mutter aus den USA. Zu Hause hielt man den Schabbat ein. Ein ungeschriebenes Gesetz in Yahavs Familie lautet: „Es ist nicht in Ordnung, Palästinenser zu hassen.“ Dieser Satz ist Yahav bis heute ein innerer Kompass.

„Hau ab! Wir wissen, dass Deutschland hinter euch Juden steht, aber wir hassen euch.“

Am Abend vor dem 25. April kommen Rotem Ariav und Yoni Yahav zusammen mit seiner Freundin, die gerade aus Israel zu Besuch ist, nach Hause. Es ist nach 21 Uhr. Die Frauen gehen hinauf in die Wohnung im zweiten Stock. Yoni Yahav bringt sein Fahrrad in den Keller. Er kann es dort nicht abstellen, der Keller steht unter Wasser, er trägt das Rad also hinaus vor Haus, wo die Bänke stehen. Als er das Schloss aus Rad legt, kommt eine Gruppe junger palästinensischer Männer, sie setzen sich auf die Bänke. Auf Deutsch fragen sie, woher er kommt. Yahav kratzt das bisschen Deutsch zusammen, das er beherrscht, und sagt: „Aus Israel.“ Die Männer beginnen, ihn zu beschimpfen. Auf Arabisch sagen sie: „Deine Mutter ist eine Hure. Deine Schwester ist eine Hure. Wir ficken dich, du Hurensohn.“ Yoni Yahav tut, was er bei den „Lochamim Lashalom“, einer israelisch-palästinensischen Friedensgruppe, gelernt hat. Er redet. „Wie könnt ihr so etwas sagen? Ihr kennt meine Familie gar nicht.“ Er sagt das auf Arabisch. Die Männer sind verwirrt. Bist du palästinensischer Israeli? Nein, sagt Yoni Yahav auf Arabisch. „Ich bin Jude.“

Yoni Yahav liebt Israel, aber als Schüler beschlich ihn das Gefühl, dass in Israel nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Er erzählt von seiner Schullehre nach Auschwitz: „Zum ersten Mal hatte ich das

Der Krieg in den Köpfen

Nahost in Kreuzberg: Junge Männer aus palästinensischen Familien schlagen einen Israeli in Berlin. Das geschah im April. Und nun, mit dem Krieg in Gaza, ist da auch eine Front in Deutschland

Gefühl: Hier klafft eine Dissonanz zwischen dem, was wir gelernt haben, und dem, was wir tun.“ Er empfand es als unpassend, mit israelischen Plagen auf dem Gelände der ehemaligen KZs herumzulafeln, erteile auch nicht die Auffassung seiner israelischen Reiseführer, gerade wegen des Holocausts müsse Israel sich verteidigen und dürfe niemandem vertrauen. „Ich habe den Holocaust als ein zivilisatorisches Verbrechen betrachtet, als eine Art Erde der Menschlichkeit.“

Yahavs Freunde gingen in Kurse, die sie auf Elitekampfeinheiten in der Armee vorbereiteten, „ich aber wollte vorher noch etwas Sinnvolles machen“. Er beschloss, Arabisch zu lernen, die Sprache des Feindes. Ein Jahr später ist er dann doch zur Armee gegangen, zum Modin, dem israelischen Nachrichtendienst. Vier Jahre blieb Yoni Yahav dort, ein Kompromiss: „Ich hatte das Gefühl, ich muss das machen, der gesellschaftliche Druck war so groß und die Realität so stark, da hätte ich noch lange über Humanismus nachdenken können.“

Bei dem Wort „Jude“ springen zwei der palästinensischen Männer von den Bänken auf, kommen Yahav näher. „Hau ab! Wir wollen dich hier nicht. Wir wissen, dass Deutschland hinter euch Juden steht, aber wir hassen euch.“ Yahav weicht nicht aus. „Ich kenne mich nicht. Ich bin gegen die Besatzung, ich bin auch gegen Netanjahu.“ Sie fragen: „Warst du in der Armee?“ Yahav bleibt bei der Wahrheit. „Wir hassen dich“, sagt einer der Palästinenser, „ihr tötet unser Volk.“

Angst erfasst Yoni Yahav. „Ich dachte mir, ich muss im Bedenmodus mit denen bleiben, wir wohnen ja hier.“ Einer der jungen Männer schreut: „Wir ficken dich!“ Er sagt: „Wir wissen, was ihr wollt.“ Dann sagt einer: „Hau ab!“ Yoni Yahav kehrt in die Wohnung zurück. Später erzählt er seiner Freundin von dem Nahost-Konflikt in der Graefekiezstraße. Er erzählt ihr aber nicht alles in Detail, er möchte sie nicht beunruhigen.

Über das, was Yoni Yahav in der Armee gemacht hat, darf er nicht reden. Er kann ins Gefängnis kommen, wenn er gegen das Schweigegebot verstößt. „Mit der Besatzung hatte ich nichts zu tun. Ich habe gemacht hat, das andere Nachrichtendienst der Welt im Alltag auch machen.“ Ein schlechtes Gewissen schlich sich dann doch ein. „Ich habe mein Arabisch in den Wohnzimmern meiner palästinensischen Bekannten vertieft und habe es in der Armee als Werkzeug für Nachrichtendienst und Sicherheitschecks benutzt.“

Nach der Armeezeit wurde Yahav Mitglied von „Lochamim Lashalom“, den Friedenskämpfern, einer Gruppe von Israelis und Palästinensern. Sie demonstrieren gegen die Besatzung, vor allem: Sie glauben ans Reden. Noch heute erinnert sich Yoni Yahav an das überwältigende Gefühl, ohne Waffe in Palästinensergebieten unterwegs zu sein: „Plötzlich saß ich in Wohnzimmern in Shuafat und in Anata, und meine einzige Waffe war nicht ein Gewehr, son-

dern dass man sich vertrauen muss. Das Vertrauen war mein einziger Schutz, und es hat funktioniert.“ In den Wohnzimmern sagt er, „abge ich die starke Erfahrung gemacht, dass Israelis und Palästinenser sich in die Augen schauen und anleichen können, ohne sich Gewalt anzutun.“ Auch in Kreuzberg hat Yoni Yahav seinen Angreifern in die Augen geschaut.

„Ich verstehe nicht, warum du hier wohnst. Wenn ich Israeli wäre, würde ich hier nicht leben.“

Der 25. April ist ein warmer Frühlingstag. Gegen Mittag kehren Rotem Ariav und Yoni Yahav zurück von einem Treffen mit Freunden. In ihrer Wohnung in der Graefekiezstraße machen sie Hausaufgaben in der Deutschkurs. Um viertel vier fünf gehen sie zu ihren Fahrrädern. Zum Deutschkurs am Kottbusser Tor sind es fünf Minuten. Sie werden nie dort ankommen.

Die palästinensischen jungen Männer sitzen auf den Bänken. Einer sagt: „Da ist er ja, der Jude.“ Wieder wird Yoni Yahav bedrängt. Schanzulustiger. Hurensohn. Mörder. Yoni Yahav stellt fest, dass ein Handgelenk auf seinem Rad fehlt. Er sagt auf Arabisch: „Wer hat euch beigebracht, zu stehlen? Ihr habt keine Ehre.“

Da springt einer der jungen Männer auf, brüllt Yoni Yahav ins Gesicht. „Keine Ehre, weil wir dich nicht schon gestern Nacht zusammengeschlagen haben.“ Dann setzt das Erinnerungsspeichern von Yahav aus. Der Mann boxt Yoni Yahav mit der Faust ein paar Mal ins Gesicht. Blut spritzt aus Auge und Nase. Für einen Moment verliert Yahav das Bewusstsein, droht zu fallen, seine Freundin fängt ihn auf.

Rotem Ariav ruft die Polizei an, fotografiert Yahavs Gesicht. Am Tag zuvor hatte sie im Unterricht gelernt, dass man in Notfällen 110 wählen muss. Kein Passant bietet stehen, kein Anwohner kommt zu Hilfe. Rotem Ariav bringt Eiswürfel und Tücher. Nach einer Viertelstunde kommen die Polizisten. Sie benachrichtigen den Staatsschutz, weil es sich um einen fremdenfeindlichen Übergriff handelt, doch Rotem dringt darauf, ins Krankenhaus zu fahren.

Nach der Armee ist Yoni Yahav für ein Jahr nach Mexiko und New York gefahren. Eine Auszeit nehmen, wie das viele nach der Armee tun. Den Kopf freischaffen von den Erfahrungen in Gazastreifen, im Westjordanland, an Checkpoints, bei Hausdurchsuchungen. In New York fand Yahav einen Nebenjob, den er bis heute ausübt: Er übersetzt fürs Simon-Viesenthal-Zentrum arabische Facebook- und Internetseiten von al-Qaida und anderen islamistischen Terrorgruppen. „Die Sachen sind schrecklich, Filme und Fotos von Enthauptungen, Anweisungen, wie man Bomben bastelt, auch, wie man Israelis am besten entführt.“ Er muss an die drei israelischen Jugendlichen denken, die im Juni ver-

schleppt und 18 Tage später ermordet aufgefunden wurden, als er die Anweisungen einer Terrorgruppe für Entführungen übersetzt. In den Anweisungen steht, dass man die Fenstergriffe im Auto innen ausbaut, damit die Entführten nicht rauschreiben können, das das Radio auf einen israelischen Sender getriggert sein soll, damit die Entführten nicht Verdacht schöpfen, dass man den Rücksitz so einstellt, dass man die Entführten nicht erkennen kann. Diese Webseiten haben es bis heute nicht vermocht, Yahavs Blick auf die arabische Welt zu verzerren. „Die Mehrheit der Araber“, sagt er, „verurteilen diese Gruppen.“

Das Erste, was Yoni Yahav jetzt morgens macht: Nachrichten zum Gazakrieg lesen. Das Letzte, was er nachts macht: Nachrichten zum Gazakrieg lesen. Die Nachrichten nähren seine Trauer.

Er sagt: „Wir müssen zusammenbleiben, kämpfen hilft nichts, gar nichts. Die Zerstörung ist nur Hass für Jahre.“

Er sagt auch: „Ich glaube nicht, dass der Raketenbeschuss der Hamas ok ist. Im Gegenteil, wie die Zivilisten als menschliche Schutzschilde missbrauchen, das ist unmenschlich.“ Israel müsse aber „eine Realität kreieren, die den Palästinensern ein normales Leben ermöglicht.“ Zu dieser Wirklichkeit gehört seiner Meinung nach auch, die Besatzung zu beenden. „Schon hätten die Extremisten einen Vorwand weniger für ihre Raketen.“

„Jude, Jude, feiges Schwein!“ halt es durch die Straßen. Und Yoni Yahav gilt die nächste Parole

In einem Krankenhaus in Neukölln versorgen Ärzte Yahavs Frakturen. Man rät ihm zu einer Operation, um ein Absenken des Auges zu verhindern. Yoni Yahavs Krankenhospitalversicherung in Israel bittet ihn, zur Behandlung nach Israel zu kommen. Der Staatsschutz hommt und vermittelt die beiden – getrennt, um herauszufinden, ob sich ihre Versionen decken. Ein paar Tage später auf junge Männer und fragen: War der dabei? Yahav ist das unangenehm. „Ich dachte, ob Gott, der Jude, der von der deutschen Polizei geschützt wird.“ Einer der Beamten sagt: „Ich verstehe nicht, warum du hier wohnst. Wenn ich Israeli wäre, würde ich hier nicht leben.“

Dann fahren die beiden für zwei Wochen nach Israel, ins Krankenhaus, und zur Familie. Die möchten, dass die beiden nicht zurückkehren nach Berlin. Zwei Wochen später werden Yoni Yahav und Rotem Ariav im Flugzeug nach Berlin sitzen. „Wir wollen hier mit unserer Präsenz keine Stärke de-

monstrieren, aber wir haben uns ja auch nichts vorzusetzen“, sagt Yahav.

Noch als sie in Israel sind, schreibt ihnen die Frau, die in ihrer Abwesenheit in ihrer Wohnung wohnt. Zwei junge Männer und ein Erwachsener hätten an der Tür geklopft, sie hätten sich entschuldigen wollen, mit Schokolade und Blumen. Von Israel aus unterrichtet Yoni Yahav die Polizeibeamten. Die legen der Untermieterin Bilder vor, auf denen sie die zwei jungen Männer an der Tür erkennt. Es sind die zwei, die Yoni Yahav und Rotem Ariav später auch wieder erkennen, als sie zurück in Berlin sind.

Der Fall liegt jetzt bei der Staatsanwaltschaft. Drei Tatverdächtige im Alter von 17, 18 und 21 Jahren wurden vorübergehend festgenommen. Zwei besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit, bei einem ist die Staatsangehörigkeit ungeklärt. Ihnen droht Anklage wegen gefährlicher Körperverletzung und Beleidigung. Wann der Prozess eröffnet wird, ist unklar.

Yoni Yahav und Rotem Ariav wären bereit, mit den jungen Palästinensern zu reden. Über den Überfall, auch über den Hass auf Israel. „Für die zwei jungen Männer, gerade jetzt, im Gaza-Krieg. Aber deren Hass kommt auch aus Enttäuschungen, die nichts mit Israel zu tun haben“, sagt Yoni Yahav.

Eine Bekannte hat bei einer alten palästinensischen Frau nachgefragt, die im Viertel alle kennt und zwischen Palästinensern und deutschen Behörden vermittelt. Ob die nicht so ein Gespräch initiieren könnte. „Wir haben nichts mehr gehört davon“, sagt Yoni Yahav.

Welche Schlüsse haben sie aus dem Angriff gezogen? Wenn Rotem Ariav, 29, von den Fausthieben erzählt, steigen ihr Tränen in die Augen. „Wir wollten in Berlin Ruhe haben vom Nahostkonflikt, jetzt haben wir ihn vor unserer Haustür!“ Yoni Yahav weiß jetzt: „Dass wir nicht vor unserer Identität fliehen können. Die stecken uns in eine Schublade, auf der steht: Israeli. Israelis sind der Feind. Wir zahlen hier in Berlin den Preis für Netanjahus Politik.“

In Berlin und anderen Städten hat es in den vergangenen Tagen Kundgebungen gegen den Einsatz im Gazastreifen gegeben. Dabei waren Sprechchöre laut geworden wie „Jude, Jude, feiges Schwein!“ Außenminister Frank-Walter Steinmeier, Justizminister Heiko Maas und etliche andere Spitzenpolitiker verurteilten dies scharf. Steinmeier sagte: Nichts, auch nicht der Einsatz in Gaza, rechtfertige „antisemitische Hetze und Anfeindungen gegen Juden.“

Israels Botschafter in Deutschland, Yakov Hadas-Handelsman, schreibt in der Berliner Zeitung die Meinungsfreiheit werde von Islamisten, Rechts- und Linksextremisten für eine Kultur des Hasses und der Gewalt missbraucht. In den Straßens Berlin seien dieser Tage Juden verfolgt worden wie 1938. Wenn es so weitergehe, werde unschuldiges Blut vergossen.

Yoni Yahav hat sein Blut schon am 25. April vergossen. Die Bodenoffensive in Gaza hingegen ist erst ein paar Tage alt. Bis jetzt: 600 Tote in den Palästinensergebieten, 27 tote israelische Soldaten, zwei tote israelische Zivilisten. Als Yoni Yahav sein Rad in Kreuzberg abstellt, sieht er palästinensische Jugendliche auf der Bank vor dem Haus. Einer ist eingehüllt in die palästinensische Flagge. Yoni Yahav will gerade ins Haus gehen. Da hört er: „Tod, Tod Israel!“